

# Das Pfennig-Magazin

für

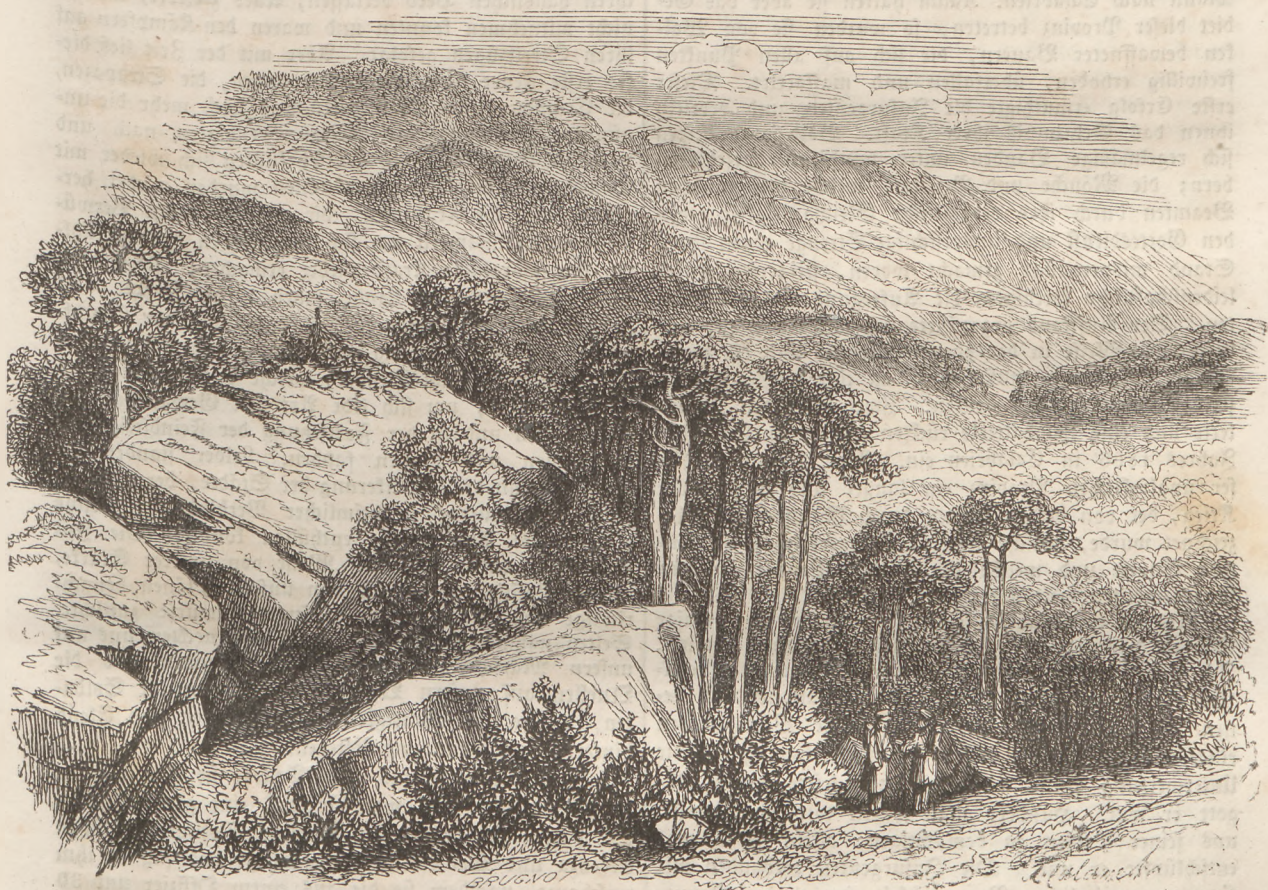
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 431.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

[ 5. April 1851.

## Der Engelstein im Walliserlande.



## Die Geschichte eines hölzernen Beins.

Kinder — begann der alte Oberst V. zu seiner um ihn versammelten Familie —, ihr habt mich schon mehrmals um eine Geschichte aus meinem Kriegsleben gebeten. Heute bin ich so recht bei Laune, euch diesen Wunsch zu erfüllen und so hört denn, was ich euch erzählen will — die Geschichte meines hölzernen Beins!

Es war in Calabrien im Jahre 1808. Napoleon's älterer Bruder, Joseph Bonaparte, hatte eben den

Thron beider Sicilien bestiegen. Neapel hatte den neuen König angenommen, welcher von dem ganzen Glanze umgeben war, der von dem Ruhme und der Macht seines Bruders auf ihn zurückstrahlte, und er hatte den Thron der Bourbons mitten unter Freudenbezeugungen und glänzenden Festlichkeiten bestiegen. Aber obgleich einige Provinzen des Königreichs ihre Freude gleich der Hauptstadt bezeugten, so waren doch andere unwillig darüber, daß sie nicht Theil an den Gunst-



bezeigungen genommen hatten, die auf die Hauptstadt gerechnet waren und es tauchte in ihnen einige Sympathie zu Gunsten der entthronten Dynastie auf. Die ersten Feindseligkeiten brachen in Unter-calabrien aus, welches acht Jahre früher den König Ferdinand aufgenommen hatte, als er vor der französischen Invasion floh. Die Minister des Königs Joseph beschloffen, gleich den meisten Ministern, ihrem Herrn die Wahrheit zu verhehlen und sagten ihm, diese Feindseligkeiten würden keine ernstlichen Folgen haben. Der gute und edelmüthige Joseph war leicht zu überreden, daß ein Volk, welches er liebte und dessen Glück er wollte, seinen Absichten Gerechtigkeit widerfahren ließ. Man ergriff deshalb keine ernstlichen Maßregeln; die Gährung verbreitete sich weiter. Man entschloß sich nun, die Insurrection in ihrem Keime zu ersticken und schickte einige hundert Mann nach Calabrien. Kaum hatten sie aber das Gebiet dieser Provinz betreten, so wurden sie von Volk bewaffneter Bauern, die sich auf allen Punkten freiwillig erhoben, überfallen und massacrirt. Dieser erste Erfolg ermutigte die Insurgenten und verrieth ihnen das Geheimniß ihrer Kraft. Bald organisirten sich regelmäßige Banden unter muthigen Befehlshabern; die Mönche und Priester, welche von manchen Beamten durch ihre verächtliche Gleichgültigkeit gegen den Gottesdienst und unvorsichtige Strenge gegen ihren Stand misvergnügt gemacht waren, steigerten durch leidenschaftliche Predigten die Aufregung der Insurgenten. Der Aufstand organisirte sich am Ende auf eine furchtbare Weise in der ganzen Provinz und die beunruhigte Regierung mußte nun an eine wohl ausgerüstete Expeditionsmarine denken. Zwei Brigaden Infanterie und eine Feldbatterie rückten also gegen Ende des Jahres 1805 in Calabrien ein. Nun begann in dieser unglücklichen Provinz ein langer und unheilvoller Krieg, der von beiden Seiten durch Grausamkeiten bezeichnet wurde, welche nur in Bürgerkriegen vorkommen können und welche die in der Vendée verübten Grausamkeiten weit übertrafen.

Als ich in Calabrien eintraf, hatte der schon einige Monate dauernde Krieg seinen höchsten Grad erreicht. Ich war zum Capitän in einem Bataillon der corsischen Legion ernannt. Die ersten Operationen, an denen ich Theil nahm, waren unzählige Verfolgungen eines Bandenführers, dessen Gefangennahme uns die Unterwerfung seiner Leute versichert hätte, deren Abgott er war. Hundert mal waren wir im Begriff, uns seiner Person zu bemächtigen, allein jedes mal entschlüpfte er uns. Die Insurgenten verbanden mit einer ungewöhnlichen Beweglichkeit eine genaue Kenntniß des Landes, ließen sich auf kleine Entfernungen verfolgen und verschwanden dann plötzlich, ohne daß wir eine Spur von ihnen finden konnten; ihre Kriegsführung war vortheilhaft für sie. Herren eines dürrer, mit Felsen gespickten und von tiefen Hohlwegen durchfurchten Landes, durch die Steine und Gebüsch versteckt, unterhielten sie ein mörderisches Gewehrfeuer auf die Spitze und die Arrieregarde unserer Colonne und bemächtigten sich der Nachzügler und unserer Tirailleurs. Sodann verschwanden sie mit ihren Gefangenen, die sie unter den fürchterlichsten Qualen tödteten. Mußten die Truppen durch ein Defilé marschiren, so ließen sie die Bauern erst vortücken, bis die ganze Colonne eingerückt war, wuchsen dann wie durch Zauber aus der Erde auf, nahmen die Tirailleurs gefangen, verschwanden mit ihnen auf den Höhen und begrüßten unsere Soldaten mit einem Hagel von Steinen und Kugeln und zuweilen mit großen, ungeheuern

Felsstücken, die sie abgesprengt hatten. Diese späterhin in Spanien und Portugal angewendete Kriegsführung ist zur Vertheidigung des Landes die beste, und die stets angegriffene, geneckte und decimirte Angriffsmarine wurde am Ende mis-muthig. Diesen Augenblick hätten die Calabresen und die Portugiesen ergreifen und ihre Macht vereinigen müssen, um über unsere desorganisirten Bataillone herzufallen. Aber die Furcht vor der französischen Tapferkeit und dem französischen Namen hielt beide im entscheidenden Augenblicke zurück und diesem Zaudern verdankten unsere Truppen in Calabrien und Portugal ihre Rettung.

Beim Ausbruche der Insurrection hatten alle Landesbewohner Theil an den Feindseligkeiten genommen; alle, welche die Waffen konnten, hatten sich erhoben; die Weiber, die Kinder und die Greise hatten ihren häuslichen Herd verlassen, Alles zerstört, was sie nicht mitnehmen konnten und waren den Kämpfern auf ihren Streifzügen gefolgt. Aber mit der Zeit ließ dieses erste Feuer nach, die Entbehrungen, die Strapazen, die Ermüdung, die Krankheiten und noch mehr die ungünstige Wendung des Kriegs beruhigten nach und nach die Gemüther; die Dörfer füllten sich wieder mit Bewohnern, die Communicationen wurden wieder hergestellt und die Franzosen, die nur bis dahin Verwüstung und Einsamkeit um sich her gesehen hatten, fühlten ihre moralische Kraft wieder erwachen, als sie sich in einem bewohnten Lande sahen. Im Jahre 1807 blieben nur noch einige junge Leute auf dem Kampfsplatz, deren Begeisterung noch nicht nachgelassen hatte, und eine große Zahl Glender, welche das damalige Unglück benutzten, um sich jede Art von Gewaltthätigkeit zu erlauben und in der Fortsetzung der Feindseligkeiten Vergnügen und Nutzen fanden. Leider standen die Banditen mit der Bevölkering der Städte, deren Sympathie sie theilten, in heimlicher Verbindung, welche die strengste Aufsicht nie enthüllen konnte. Die Insurgenten wurden auf diese Weise von unserer Stärke, unsern Positionen und oft von unsern Plänen benachrichtigt und machten alle unsere Entwürfe zunichte. Selten nahmen sie ein Treffen an, sie neckten uns auf unsern Märschen, vergifteten die Brunnen und die Quellen auf unsern Wegen, massacrirten die Soldaten, welche aus Mattigkeit, Muthlosigkeit und Glend hinter der Colonne zurückblieben.

Doch gelang es uns eines Tages, sie zum Stehen zu bringen und dies war für uns eine große Freude. Sie hatten sich des kleinen Fleckens Nolisarte zwischen Cosenza und San-Marco bemächtigt und sich in ihm verschanzt, nachdem sie die aus einem Offizier und 30 Soldaten bestehende Besatzung getödtet hatten. Bei der Nachricht von diesem verwegenen Handstreich wurde der General G\*\*\*, ein rachsüchtiger und heftiger Mann, welcher die Expeditionsmarine befehligte, wüthend und schwur, die Feinde sollten ihre Kühnheit theuer bezahlen. Nach einigen Tagen marschirten wirklich zehn Compagnien der corsischen Legion nach Nolisarte ab.

Ich gehörte zu dieser kleinen Expedition. Als wir im Dorfe ankamen, wurden wir von einem Kugelregen aus den Fenstern der Häuser empfangen, welcher uns jedoch nicht vom Angriffe abhielt. Beim weitem Vorrücken wurde jedoch das Feuer so lebhaft, daß wir uns in eine Anpflanzung von Kastanien werfen mußten, welche sich am Dorfe hinzog. Hier erwartete uns ein fürchterliches Schauspiel: die Leichen von 30 Franzosen, welche die Banditen überrascht, ermordet, zerstückelt und zermalmt hatten, hingen in scheußlichen Fesseln an den Zweigen der Bäume. Diese abscheuliche



Grausamkeit steigerte unsere Wuth aufs höchste. Wir stürzten aus dem Walde in das Dorf; allein der Kugelregen lüthete bald unsere Reihen auf eine schreckliche Weise. Plötzlich lösten sich unsere Compagnien wie durch eine gemeinschaftliche Abrede auf und zerstreuten sich in den Straßen. Nach einer Stunde wirbelten Flammen aus den Fenstern mehrerer Häuser und unsere Soldaten, die einen Wall um das Dorf gebildet hatten, stießen einen Freudenschrei aus, als sie die Flammen sich gen Himmel erheben sahen. In weniger als zwei Stunden hatte sich das von einem heftigen Nordwinde angefachte Feuer beinahe über das ganze Dorf verbreitet; das Gewehrfeuer war zuerst schwächer geworden, hatte sodann ganz aufgehört und man hörte ein fürchterliches Angstgeschrei der Unglücklichen, die verbrannten, und das Einstürzen der krachenden Häuser. Die ersten, welche sich durchzuschlagen versuchten, wurden erschossen. Aber bald zeigten sich Massen von Männern, Weibern und Kindern; nun hörten unsere Soldaten, von diesem großen Unglück, das sie selbst angerichtet hatten, gerührt, mit ihrem schrecklichen Weheln auf; sie ließen die Weiber und Kinder passieren, allein die Männer wurden gefangen genommen. Unter ihnen befanden sich viele Mönche, deren vom Pulver geschwärzte Gesichter anzeigten, daß sie einen sehr thätigen Antheil am Kampfe genommen hatten. Wir suchten nun die Fortschritte der Feuersbrunst zu hemmen, welche fürchterliche Verwüstungen angerichtet hatte, und durch unsere vereinten Anstrengungen gelang es, einen Theil der Wohnungen der Wuth des Feuers zu entreißen. Am folgenden Tage waren alle Bewohner zurückgekehrt. Diejenigen, deren Häuser von den Flammen verzehrt waren, wurden von ihren glücklichen Mitbürgern aufgenommen. Eine Divisionsordre befahl uns, alle am vorigen Tage gemachten Gefangenen in Freiheit zu setzen, mit Ausnahme von dreien, welche einen thätigen Antheil an den Feindseligkeiten genommen hatten und als Häupter der Bande bezeichnet waren. Diese Unglücklichen ließ der General seinen Zorn entgelten; eine fürchterliche Strafe, welche die ganze Gegend in Furcht setzen und als Repressalie für unsere ermordeten Waffenbrüder gelten sollte, wurde von ihm befohlen. Dieser fürchterliche Befehl, den die Umstände nicht rechtfertigen konnten, wurde am folgenden Tage ausgeführt.

Mit Tagesanbruch standen alle Truppen in Schlachtordnung auf einem großen Plage außerhalb des Dorfes. Die ganze Bevölkerung war in Masse zugegen, um dem fürchterlichen Drama beizuwohnen, dessen Schauspieler ihre Verwandte und Freunde waren; die Weiber waren, wie bei allen blutigen Executionen, in großer Menge herbeigeeilt. Ein Zwölfpfünder war etwa 100 Schritte vor der Fronte aufgestellt. Auf ein gegebenes Signal wurde er geladen und sodann brachte ein Piquet Füsiliere ein Schlachtopfer herbei. Es war ein kleiner, alter, magerer und erbärmlicher Mann, mit gelbem Gesicht und rothem Barte, dessen grüne Augen Feuer sprühten; sein Gesicht schien unbeweglich, die Blässe seiner zusammengezogenen Lippen und das Feuer seiner Blicke verriethen allein eine lange Zeit verhaltene Wuth. Man band ihn mit dem Rücken an die Mündung der Kanone; sodann trat ein Adjutant zu dem Beurtheilten und las ihm den Befehl des Generals vor, welcher ihn zum Tode verdammt. Hierauf zog sich der Offizier zurück; der Tambour wirbelte, der Feuerwerker legte die brennende Lunte auf, das Geschütz entlud sich und der unglückliche Calabrese fiel, in zwei Stücke getheilt, einige Schritte vor ihm nieder.

Beladen! commandirte der Capitän.

Ein neuer Gefangener wurde herbeigeführt. Es war ein kolossaler Mönch in der Blüte der Jahre, der durch die Strafe seines Gefährten in gute Laune versetzt zu sein schien. Er ließ auf die Umstehenden einen Blick voller Glückseligkeit streifen und als er hinter sich einige Weiber auf den Knien sah, wollte er den rechten Arm erheben, um ihnen seinen Segen zu geben, allein die Fesseln verhinderten ihn; er schüttelte den Kopf, zuckte mit der linken Achsel mit einem Ausdruck von Resignation und näherte sich dem Todesinstrument, ohne die geringste Furcht zu verrathen.

Unterdes trat der Adjutant zu ihm und las ihm, wie seinem Vorgänger, das Todesurtheil vor. Die Trommel wirbelte, das Geschütz entlud sich und der Beurtheilte fiel zerschmettert neben dem kleinen Greise nieder. Der Schuß hatte ihn fürchterlich verstümmelt, ohne ihm das Leben zu rauben. Trotz der unbeugsamen Energie, die er bis dahin entfaltet hatte, konnte er den fürchterlichen Schmerzen nicht widerstehen und stieß schreckliche Wehklagen aus; die Weichen waren ihm geöffnet, der rechte Arm aus dem Schultergelenk gerissen. Der General hatte bestimmt verboten, die Beurtheilten nach der Execution zu berühren. Ohne sich deshalb um das Geschrei des Mönchs zu bekümmern, lud man das Geschütz wieder und führte den dritten Verbrecher herbei.

Dies war ein ganz junger Mann. Armes Kind! Es ist mir, als sähe ich ihn noch; ein fürchterlicher Ausbruch von Angst und Schrecken drückte sich auf seinem schönen blassen Gesichte aus. Man mußte wissen, welche Macht der Enthusiasmus auf die Einbildungskraft eines jungen Südländers hat, um zu glauben, daß diese arme Creatur mit ihren langen flatternden Haaren einen ernstern Antheil am Kriege hätte nehmen können, und doch war er das Oberhaupt der Bande gewesen; er hatte tapferere Männer Autorität unterworfen. Aber vor der schrecklichen Strafe, die ihn erwartete, war sein Muth verschwunden, er war nur noch ein furchtsames Kind. Trotz der furchtbaren Hinrichtungen, deren Zeuge er gewesen war, schien er doch an seinem Schicksale noch zu zweifeln.

Gnade! Gnade! rief er zu den Soldaten, die ihn herbeizogen, mit erstickter Stimme und ohne die strenge Subordination hätte Jeder von uns gerufen: Gnade für ihn!

Aber keine menschliche Macht konnte ihn in diesem Augenblicke retten. Unser Commandeur hatte seinen Tod befohlen! Man befestigte ihn an die fürchterliche Kanone, schreckliche Verzweiflung ergriff ihn und er stieß so herzerreißende Wehklagen aus, daß man kein einziges Wort des Adjutanten verstand. Bald sanken jedoch seine Kräfte, sein Kopf fiel auf die Brust, die Beine knickten zusammen und er blieb an dem Strange aufgehängt, mit dem er an der Mündung der Kanone befestigt war. In diesem Augenblicke schien er schon todt. Der Tambour wirbelte und in demselben Augenblicke faßte mich eine Hand kräftig am Arme und stieß mich zur Seite, eine Frau stellte sich zwischen mich und den Soldaten zu meiner Linken, und ohne Das zu beachten, was um sie her vorging, schien sie alle ihre Kraft in einem Blicke zu sammeln, den sie fest auf das Todesinstrument richtete. Ich fühlte, daß ein trauriges Drama mit dem Kanonenschuß sich in dem Herzen dieser Unglücklichen entwickeln würde, und ich achtete ihren Schmerz. Das Geschütz entlud sich und das Opfer sank. . . . In demselben Augenblick sank auch die arme Frau zu meinen Füßen und krümmte



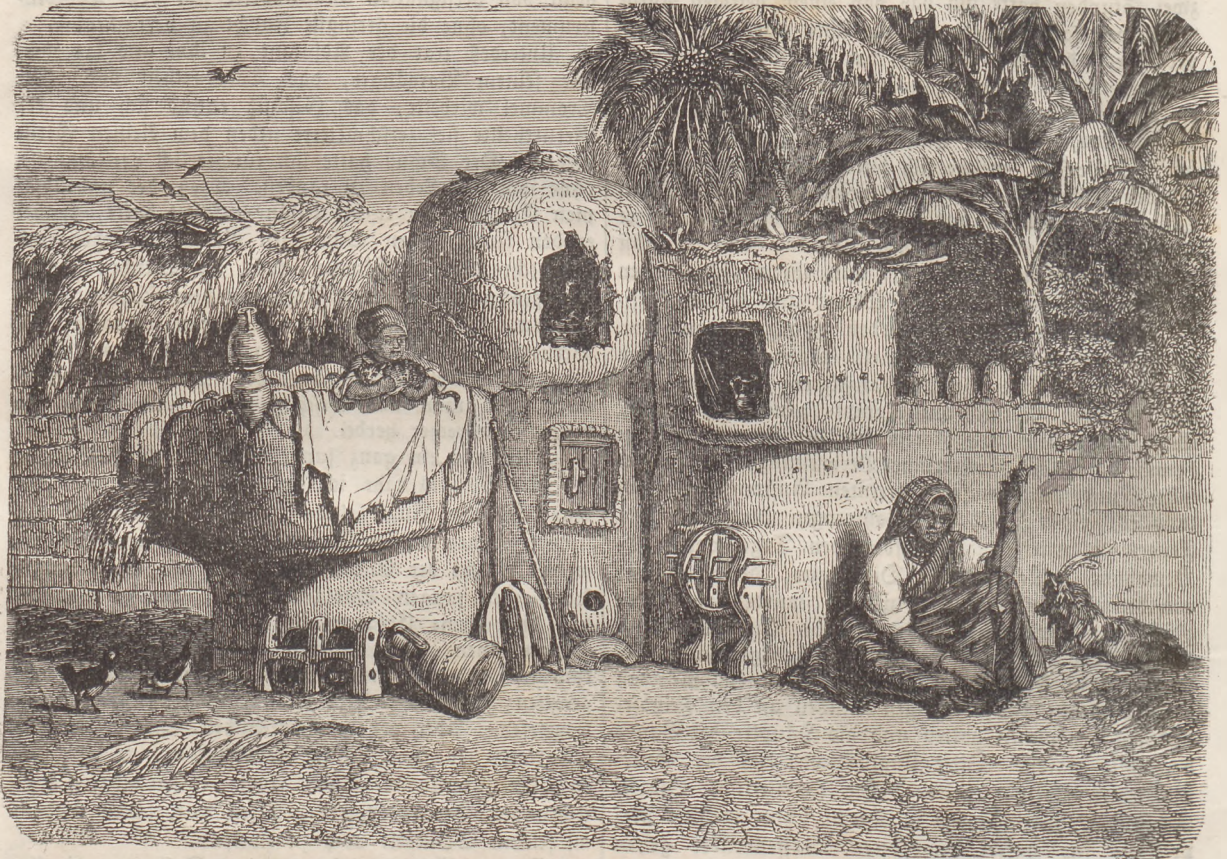
sich krampfhaft. Ich hielt sie für todt und zeigte sie einigen Bauern, die hinter mir standen und sie wegbrachten.

Nach einigen Stunden verließen wir diesen schreck-

lichen Schauplatz und marschirten nach Cosenza, wo damals das Hauptquartier lag.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Fellahs in Ägypten.



Wohnung der Fellahs.

Die Fellahs in Ägypten sind eingewanderte Araber, die sich am fruchtbaren Nilstrom als Ackerbauer niedergelassen haben, während ihre wilden Brüder, die Beduinen, mit ihren Heerden und Zelten frei in der Wüste umherstreichen. Aber das Land, das sie bebauen, ist größtentheils nicht mehr ihr Eigenthum; der Pascha hat fast alles bebauete Land in seinen Besitz zu bringen gewußt; er ist Grundbesitzer, die Fellahs sind nur Arbeiter. Was sie auf dem Felde erbauen, müssen sie dem Herrscher zu von ihm bestimmten Preisen verkaufen; was sie brauchen, müssen sie ihm abkaufen, und wenn sie nicht arbeiten wollen, so werden sie wie die Sklaven oder Zugthiere mit Peitschen von bestellten Aufsehern zur Arbeit getrieben. Die armen Leute haben nichts, als was der Pascha ihnen gerade läßt, und das ist wenig genug! In ihren elenden, schmutzigen Wohnungen, die das Nilwasser häufig noch wegschwemmt, ist die gräßliche Pest ein regelmäßiger Gast; Hunger und Kummer blickt aus den Augen der Bewohner und die ganze Bevölkerung ist durch die lange Knechtschaft feig, faul, schwächlich und dumm geworden. Wir können uns keinen Begriff machen von den Dörfern und Häusern dieser unglücklichen Fellahs; die höchstens zwei Ellen hohen Hütten, aus von Lehm und

Stroh geformten Ziegeln zusammengepappt wie die Vogelnester, sind über alle Beschreibung ärmlich, un bequem und schmutzig. Ein Dattelpalm bildet den Dachstuhl und darauf geworfene Dattelpalmenzweige und Blätter mit Erde bedeckt machen die Dachdecke aus. Die Dattelpalme, dieser einzige Baum Ägyptens, der in den kahlen Steppen gruppenweise steht und mit seinem schuppigen, schlanken Stamme hoch emporragt, ist der treueste Freund des armen Fellahs. Er baut damit nicht bloß seine Hütte, sondern aus den Blättern flacht er die Matten, auf denen er schläft, aus den Zweigen die Körbe, die er zur Arbeit braucht; die Enden der Zweige liefern zerschlagen und aufgekrauselt Besen; die Blüte gibt den Stoff zu Waschschwämmen, wie man sie in den warmen Bädern gebraucht; aus den Fasern der Zweige werden Seile gemacht, und auch die Kerne der Datteln, deren Fleisch den Besitzer ernährt, stampft er zum Futter für die Kameele. Doch treten wir ein in die erbärmliche Hütte. Da gibt es keine Fenster, keinen Ofen, keinen Herd, keinen Tisch, keinen Stuhl. Mit untergeschlagenen Beinen sitzt der Fellah auf seiner Palmensmatte, die den aus Thon zusammengestampften Boden bedeckt; darauf schläft er auch mit seiner ganzen Familie, Ba-



ter, Mutter, Kinder, Hausthier und Geflügel — Alles durcheinander. Kleine Öffnungen, die im Winter ganz verschlossen werden, vertreten die Stelle der Fenster und lassen ein klein wenig Luft in die Dunsthöhle hinein. In einem zweiten Gemache befinden sich gewöhnlich die Vorräthe an Lebensmitteln und das Brennmaterial, das aus getrockneten Platten von Kameel-, Esel- oder Pferdeäcker besteht. Die Aegypter haben nämlich außer der Dattelpalme kein Holz und dieses wird anderweit verbraucht; statt dessen trocknen sie also den Dünger. Die Frauen formen aus dem frischen Dünger runde dünne Platten von der Größe eines Tellers, kleben sie außerhalb an die Wände ihrer Hütte und lassen sie daselbst von der Sonne trocknen. Damit fochen sie ihr Fleisch oder backen ihren Maiskuchen. Daß die Hauswände von diesem Düngertrocknen nicht eben ein liebliches Aussehen erhalten, läßt sich denken.

Leider nützt es den armen Fellahs nichts, daß die Schwelle des Hauses nicht selten aus irgend einer mit seltsamen Hieroglyphen und den merkwürdigsten Inschriften bezeichneten Steinplatte besteht, welche die Gelehrten Europas vielleicht mit theurem Gelde bezahlen würden. In Aegypten haben sie keinen Werth; denn unzählige Trümmer der Bauwerke des alten Aegyptens bedecken die unabsehbaren wüsten Flächen außerhalb des Niltals, und selbst Handmühlen werden aus kostbaren Säulentrümmern verfertigt.

Zwischen diesen elenden Hütten der Fellahdörfer tummeln sich nun die nur mit Hemden bekleideten oder ganz nackten Kinder von dunkelbrauner Hautfarbe herum, oder sitzen in wiegenartigen lehnenen Behältnissen, und daneben sitzen oder wandern die schwächli-

chen Gestalten der Männer und Frauen herum, jede mit baumwollenen Hemden von meist dunkelblauer Farbe bekleidet.

Nur ein geistig und körperlich verwahrloster Fellah kann es in diesen von abscheulichen Ausdünstungen aller Art verpesteten Umgebungen aushalten. Und dazu kommt nun die Arbeit, die schwere Arbeit, die bekannte ägyptische Augenentzündung, die Pest und das Fieber. Eine der Hauptursachen dieser Krankheiten ist das viele, namentlich in den Cisternen — den Wasserlöchern — verdunstende Wasser und die pestartigen Ausdünstungen, welche noch vermehrt werden durch die mitten in den Dörfern liegenden Kirchhöfe, in welche man die Todten ohne Särge in nicht eben tiefe Gräber legt.

Die Bauern sind noch nicht dahin zu bringen gewesen, die alten Pflüge, wie man sie vor Jahrtausenden gehabt, wegzulegen. Der Fellah haßt alle Neuerungen; er plagt sich und sein Zugvieh nach wie vor, indem er, bewaffnet mit gewaltiger Peitsche, schreiend, fluchend und schwitzend mit den alten Harken die Erde aufstreift. Ochsen und Kameele können nie zwei Tage hintereinander dieser anstrengenden Arbeit sich unterziehen.

So werden die Reis- und Maisfelder, die Indigo-, Zucker- und Baumwollpflanzungen bearbeitet; das Beste aber muß der Nil thun, der vom Juli bis October den in den Sommermonaten Februar bis Juli von der glühenden Sonne ausgetrockneten und verbrannten Boden anfeuchtet und mit seinem Schlamm befruchtet muß.



Bestellung des Ackers durch Fellahs.



## Auswanderer.

## I.

Über den Anger, der im Sommer eine Fülle kleiner bunter Blumen trug, streifte der Herbstwind, zogen die feuchten, kalten Nebel, und es war nichts mehr bunt und farbig darauf als die rothen und gelben Blätter der Pappeln, die der Wind vom Flusse herüberwarf, an dessen Ufer die Bäume standen. Ein Hagebuttenstrauch mit reichen Früchten und einige Büsche Vogelbeeren brachten etwas Abwechslung in das dürre Einerlei des sonst so schön prangenden Wiesenstücks, das jetzt grau und dürr lag. Die Vögel und die Schmetterlinge hatten es auch längst verlassen.

Doch eins hätten wir fast übersehen, einen großen verbrießlich und starrköpfig aussehenden Distelstrauch, der mit gierigen Händen nach Allem griff, was in seine Nähe kam und der doch nichts zu seinem Schmuck oder zu seiner Freude hatte festhalten können als ein wenig Wolle von den jungen Lämmern, die auf dem Anger geweidet hatten, und einige der letzten ziehenden Fäden des Sommers, die jedoch nicht hinreichten, die Blöße seiner Unliebenswürdigkeit zu bedecken. Er hing mißmuthig den Kopf und sah scheel auf das letzte Blümchen des Sommers herab, dem er widerwillig Schutz und Schirm gewährte — einem kleinen Storchschnabel —, der sich ein wenig mit dem Blühen verspätet hatte und nun nachblühte. Die kleine Blume wäre auch gern gesehen und bewundert worden, sie hätte gern ihr Glück in der Welt machen mögen, aber erstens stand sie unter dem ungeselligen Distelstrauch, dem Niemand gern zu nahe kam, nicht allzugünstig, und dann kamen überhaupt nur noch wenige Menschen hinaus auf die kahlen Felder und Wiesen. Die Ackerleute, welche Kartoffeln ausgruben, fragten nicht sonderlich nach dem kleinen unscheinbaren Blümchen, und der Hirtenknabe, der seine Ziegen zuweilen über den Anger trieb, setzte sich an den Rain des Rübenseldes, bohrt die weißen, saftigen Rüben mit seinem Messer an und fragte gar nicht darnach, ob ein so kleiner, blühender Storchschnabel überhaupt auf der Welt wäre; hätte er ihn auch gesehen, er wäre ihm kaum gut genug gewesen zum Futter für seine Ziegen. So blühte denn Storchschnäblein recht umsonst in dem kalten nebligen Novemberwetter und ärgerte sich über sein unverdientes Schicksal. „Wenn nur der Wind nicht so rau und unfreundlich wäre“, sagte es zu sich selbst, „dann kämen wol schon noch Spaziergänger aus der Stadt, oder wenn ich doch nur nicht unter dem häßlichen mißgünstigen Dornenstrauch stände, der mir alle Sonne und zu viel Nahrungstoff entzieht, dann wäre ich groß und schön geworden wie die glänzenden Vogelbeeren dort am Strauche und hätte zur rechten Zeit blühen können, wer weiß was für ein Glück ich dann gemacht hätte.“ Kurz, das kleine Ding gehörte zu den Mißvergnügten im Lande, und da das Wetter jeden Tag unfreundlicher wurde, gewann es eben auch nicht an guter Laune. „Wenn ich doch in Amerika wäre“, sagte es seufzend; „in diesem Väerlande muß man ja vor Frost sterben und verderben; in Amerika wäre ich gewiß eine große prächtige Wunderblume geworden, denn dort scheint eine wärmere, schönere Sonne. Warum muß ich auch gerade auf dieser armen, unfruchtbaren Scholle leben?“

Ein lautes Geklapper unterbrach das Selbstgespräch der kleinen Unzufriedenen. Am Wasser drüben ging

mit stolzen Schritten ein Storch einher und suchte sich einiges Gewürm zum Mittagbrot; er war auf der Reise und nahm vorlieb mit Dem, was es auf dem Wege gab.

Die kleine Blume horchte hoch auf. „Ei, das ist ja ein lieber Anverwandter von mir“, sagte sie erfreut, „nun dann wird man doch wenigstens ein vernünftiges Wort reden können, denn Wetter Langbein ist weit in der Welt herumgekommen.“ Und sie erhob ihre Stimme so gut sie konnte und rief: „Schönen Gruß, lieber Wetter!“

Der Storch hätte das dünne Stimmchen wol nimmer gehört, aber das gute Glück wollte, daß ein kleiner Frosch, den er sich zum Mittagbraten ausersehen hatte, über den Anger hin hüpfte, um sich unter dem Distelstrauche vor seinem Feinde zu verstecken. Indem er den Flüchtling verfolgte, gerieth er in die Nähe seiner kleinen Base und nun kam bald ein lebhaftes Gespräch in Gang, bei dem der Storch so laut klapperte, daß es die Kinder im Dorfe hörten und neugierig unter die Hausthür traten, um zu sehen, in welche Feueresse der gute Storch wol ein Brüderchen oder ein Schwesterchen fallen lassen würde.

Er erzählte, daß er eben als Gesandter nach Aegypten gehe und zeigte ihr ein Täfelchen von Metall, das man an seinen Hals gebunden hatte und worauf die Worte gegraben waren: Ein Gruß aus dem nördlichen Deutschland.

Ich hoffe gut aufgenommen zu werden, sagte er, indem er sich in die Brust warf, an der er sein glänzendes Täfelchen wie einen Orden trug, und man sah es ihm in diesem Augenblicke nicht an, daß er auf dem moosbewachsenen Strohdache eines armen Landmanns geboren und erzogen war.

Storchschnäblein sah und hörte ihn mit Reid. „Ei“, sagte sie, „wer es doch auch so gut haben könnte wie du; hier unter meinem dünnen Distelstrauche höre und sehe ich nichts von der Welt, und was noch schlimmer ist, ich werde von Niemand gesehen. Du wirst es in dem fernen Lande gewiß zu Ehre und Ansehen bringen, während ich hier vor Langeweile sterbe. Wer doch auch Flügel hätte! Nimmst du denn gar kein Gefolge mit, lieber Wetter?“

„Hm, meinte der Gefragte. Hättest du etwa Lust, mit nach Aegypten zu reisen? Was wolltest du denn eigentlich dort?“

Ja, wenn die Leute immer wüßten, was sie wollten! Storchschnäblein wenigstens wußte es nicht; sie war nur ganz erstaunlich unzufrieden mit dem Dornstrauch, mit dem feuchten, kalten Wetter, mit den Ziegen, die ihr zu nahe kamen und die Lippen verächtlich zogen, mit dem grauen Himmel, kurz mit der ganzen Welt; und wenn sie nur fortkäme, dachte die einfältige Blume, es sei wohin es sei, so würde es ihr überall besser gefallen als in der Heimat. Auch war der Gedanke nicht von heute, daß sie gern ausgewandert wäre, sie hatte schon einmal von weitem mit einer wilden Cichorie darüber geredet, die ihre blauen geschelkten Blüten bis tief in den Herbst hinein entfaltet; aber die hatte ihr geantwortet, sie könne nicht abkommen, denn sie sei eine officinelle Pflanze, die als Medicament in den Apotheken gebraucht würde. Veredelt sei sie sogar im Stande, den ostindischen Kaffee zu ersetzen, und es sei Pflicht, seine Kräfte dem Vaterlande nicht zu entziehen. Sogar die Hagebutte war dieser Ansicht gewesen, auch sie nutzte etwas und kam sich nicht überflüssig vor. Demnach mußte Storchschnäblein seine Auswanderungslust in sich verschließen,



bis Wetter Langbein kam und sie wieder zur hellen Flamme anfahte. Jetzt stand es auf einmal klar vor ihrer Seele, in weiten fremden Ländern würde sie Alles finden, was sie bedürfe, sie wußte nur im Augenblicke nicht was; aber Wetter Storch müsse sie mitnehmen. Der ließ sich denn auch endlich von ihren schmeichlerischen Bitten bereden und versprach sie unter seinen Flügel zu nehmen während der weiten Reise. Geschwind versorgte sich das kleine Blümchen mit einem kleinen Klumpen feuchter Erde zur Reisezeherung, und ohne von Jemand in ihrer Nachbarschaft Abschied zu nehmen, verließ sie voll freudiger Hoffnung ihre Heimat.

Anfänglich ging Alles nach Wunsch. Der Storch ging wol eine Stunde und länger über die feuchten Wiesen oder am Flusse hin und sein kleiner Schützling steckte warm und wohlgeborgen unter seinem Flügel. Plötzlich befand er sich an einem weiten Strome, über den selbst sein langes Bein nicht hinwegschreiten konnte. Jetzt mußte er die Flügel heben und das arme kleine Ding, das bis dahin unter denselben gelegen hatte wie der Passagier eines Auswandererfahrzeugs im Zwischendeck, stürzte plötzlich in das eiskalte Wasser. Das war noch viel unlustiger, als auf der feuchten Wiese zu stehen, unter dem Dornenstrauch.

Der Strom floss rasch und hatte hohe Wellen; Storchschnäblein wurde bald hoch empor, bald tief hinabgeworfen, bald schiffte es betäubend schnell auf der glatten Fläche dahin, bald ward es an dem steinigten Ufer hingerissen und verlor ein Blatt nach dem andern. Es wurde ihm ganz weh und schlecht. „Ich werde seerkrank“, sagte es schwach, „aber das muß freilich durchgemacht werden; alle größern Ströme münden ja in das Meer und jenseit des Meers liegt ja Amerika, wie ich sagen hörte. Bin ich nur erst dort ans Land gespült, so ist es auch mit der Seerkrankheit vorbei.“ So tröstete sich Storchschnäblein.

Ihr Wetter hatte das arme kleine Ding rein vergessen, und als ihm einfiel, nach der Base zu fragen, war er schon viele Meilen weit geflogen. Man kann ihm dies nicht verdenken, denn er hatte in seiner Eigenschaft als Gesandter Wichtigeres zu thun. Er tröstete sich auch leicht genug über das Schicksal seiner Schutzbefohlenen und sagte: Warum war sie so unzufrieden mit ihrem bescheidenen Schicksal und wollte durchaus in die weite Welt. Das ist nun einmal nicht für alle Leute. So flog er in stolzem Selbstbehagen weiter, und wenn er über eine Stadt oder ein Dorf hingflog und Niemand ihn in seiner Höhe bemerkte, so fing er laut zu klappern an, bis die Blicke von Jung und Alt sich auf ihn richteten. „D, da ziehen die Störche fort!“ sagten dann wol die Leute, bedauernd, daß die schönste Zeit des Jahres vorüber sei; aber der hohe Reisende hielt dies für ein Zeichen, wie lieb und werth man ihn hätte und schwebte noch einmal so stolz und majestätisch durch die Luft. Wir können ihn nicht weiter begleiten, sondern müssen uns nach der kleinen Misvergünstigten umsehen, die aus dem Himmel ihrer goldenen Träume ins kalte Wasser gefallen war.

Sie sah gar kläglich aus. Die Erde war von ihren feinen Wurzeln völlig abgespült und nur noch aus der Luft und dem Wasser konnte sie ihren Nahrungstoff nehmen. Sie welkte sichtbarlich dahin und immer noch sah sie nicht das Weltmeer, nach welchem ihr Sinn stand. Plötzlich ward sie mit großer Hestigkeit gegen einen hölzernen Brückenpfeiler geschleudert, an dessen eisenbeschlagener Stirn sie fast zerschmetterte;

angsthast klammerte sie sich mit ihrer letzten Kraft dort an, verkroch sich, zum Tode wund, in einen breiten Spalt des Holzes und die Welle, die sie bis dahin getragen hatte, rollte ohne sie weiter. Da hing nun Storchschnäblein in dem dunkeln Spalt und zitterte an allen Gliedern. „D wie glücklich war ich doch unter dem Distelstrauch!“ seufzte sie. Aber die Neue kam zu spät. Als der Abend kam und ein Strahl der untergehenden Sonne in den Spalt fiel, der unserer armen Kleinen zur schützenden Höhle diente, da hing sie das Köpfschen tief herab. Sie war todt.

Und unter ihr rauschten die Wogen des Stroms, hoch oben zogen Störche und Niemand gedachte ihrer. Und auf dem Anger, wo sie sonst stand, hatte man sie auch vergessen.

(Beschluß folgt.)

### Brasilisches Militär.

Ein Reisender erzählt: Auf unserm Abstecker nach Jagoahy sahen wir nicht fern zur Seite des Weges ein Bataillon brasilischer Miliz zum Exerciren sich versammeln — ein wunderliches Corps. Der eine Soldat langt barfuß an, während sein Kamerad in gelben Corduanpantoffeln erscheint und sich sein Gewehr durch einen Nezer nachtragen läßt; der eine hat einen Tschako, der andere einen breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe; der eine hat eine Cravatte um, der andere findet es bequemer, mit bloßem Halse sich zu präsentiren. Ist nun schon die Kleidung buntscheckig genug, so ist es die Hautfarbe dieser Mannschaft, wenn möglich, noch weit mehr. Wenn ein solches Corps in Reihe und Glied steht, so hat man die schönste Gelegenheit, die amerikanischen Menschenrassen zu studiren; da findet man in bunter Mannichfaltigkeit Creolen, Mestizen, Dhananos, Mulattos, Chinos, Jambos in allen Zwischenschattirungen der Stufenleiter vom weißen Nord-europäer bis zum kohlschwarzen Sohne Afrikas.

Hat sich denn endlich, aber gewiß nicht auf den Glockenschlag, die Mannschaft zusammengefunden, so stellt sie sich in Linie auf — eine Linie, deren Ausmessung dem Geometer viel zu schaffen machen würde, so bogenförmig und winklig zieht sie sich hin. Das Commandowort: Achtung! (Sentido!) verhindert die Weissen nicht, die brennende Papiercigarre im Munde zu behalten und fortzurauchen. Wenn es dann heißt: Schulter's Gewehr! (Ombras armas!) so kommt es wol vor, daß bei dieser Manipulation die Spitze des Bayonnets eines Tschakoträgers in die breite Krämpe des Hutes seines Nebenmannes fährt, sodas dieser, also angespießt, zum Erstaunen des Eigenthümers die Reise in die Luft macht und gleichsam als Symbol der Freiheit an der Spitze des Bayonnets aufgesteckt bleibt. Während der Barhäuptige mit einem stummen Erstaunen seiner Kopfbedeckung nachsieht, bricht sein Nebenmann in lautes Gelächter aus, in welches das ganze Corps vom Commandanten bis zum Tambour einstimmt. So exercirt brasilische Miliz und hütet sich, durch die europäische Disciplin das Leben sich zu verbittern; bei allerlei Kurzweil bleibt man immer sehr aufgeräumt.



## Mannichfaltiges.



Die Reben des Weinstocks läßt man in Italien um die Bäume sich winden und über die Hecken hinlaufen, wodurch die Landschaften ein reizendes Ansehen gewinnen. Meilenlang windet sich der Weg durch solche mit Weinreben umkleidete Bäume und die im hellsten Sonnengolde glänzenden Blätter, die üppigen Guirlanden, die zierlichen Kränze und Kronen von allen Gestalten, die Rebe, die über große Bäume geworfen sind und sie zu Gefangenen machen, die Blätterberge von köstlichen Formen auf dem Boden, ganze Reihen von Bäumen, alle mit Rebengewinden untereinander verknüpft, als hätten sie einander angefaßt und kämen das Feld herabgezantzt — dies Alles gewährt einen anmuthigen, wahrhaft bezaubernden Anblick.

Ein Beefsteakclub besteht in London schon seit 120 Jahren und zählt eine große Anzahl der ausgezeichnetsten Edelleute zu seinen Mitgliedern. In dem Versammlungssaale des Clubs findet an jedem Sonnabend vom November bis Ende Juni um 5 Uhr Nachmittags ein Beefsteakdinner statt. Das Motto der Gesellschaft ist „Beef and liberty“; ihr Speisesaal ist an Thüren, Wänden und Decke mit Bratgerösten decorirt und von ihm aus erblickt man durch das Gitter eines ungeheuern Kofees den sauberen Koch, die Beefsteaks bereitend. Der Präsident trägt als Ehrenabzeichen ein kleines goldenes Ross. Zu den Statuten des Clubs gehört, daß Niemand dem Andern während des Essens eine Höflichkeit sagen darf.

Die ersten Kosacken kamen im Dreißigjährigen Kriege nach Deutschland; König Sigismund von Polen überließ an Herzog Wallenstein's Schwager, einen ganzen Haufen derselben für baare Zahlung, damals, als Wallenstein im Jahre 1631 ein neues Heer sich schuf. In Vierteljahrfrist hatte er ein Heer von 50,000 Mann sich geschaffen. Überall wurden Werbequartiere aufgeschlagen und Werbeoffiziere dahin verlegt. Reiter und Fußsoldaten, bewaffnet und unbewaffnet, sah man auf allen Straßen lustig in die Werbeorte zie-

hen. Gefindel und Faulenzer nahm man ohne Umstände weg, um sie mit oder ohne ihren Willen unter die Fahne zu stecken. Andere junge Bürgers- und Bauersöhne wurden halb durch Furcht, halb durch Geld zum Dienst bewogen. Die Werber drangen ins Haus und legten einen Strick, aber auch einen Haufen Geld hin. „Nun wähle!“ hieß es. „Entweder gehentk oder Soldat werden!“ Was blieb da übrig? Und tüchtiges Handgeld wurde hübschen, stammhaften Burschen gezahlt, 20 — 25 Thaler, damals eine gewaltige Summe Geldes.

Bäuerinnen aus Dalekarlien (Dalkuller, Roddarmadamen) führen in Stockholm die kleinen Boote, die allenthalben an den Ufern liegen und durch welche für einen geringen Preis zwischen den durch Buchten und Wasserstraßen getrennten Stadtheilen die Verbindung vermittelt wird, wenn man sich den Umweg nach den Brücken ersparen will. Die Boote werden durch eine zwei Schaukelräder bewegende Handspille in Bewegung gesetzt und die Bootführerinnen, die ihre Nationaltracht nie ablegen, sind schlank, muthig und geschickt. Sie haben prachtvoll weiße Zähne, was dem fortwährenden Rauen von weichem Kieferharze zugeschrieben wird, und werden ihrer Ehrlichkeit, Ordnung und Sittsamkeit wegen allgemein geachtet und gelobt.

Der Gazpacho (Salat) ist eine Lieblings Speise aller Classen der Bevölkerung in Spanien; die Feinheiten desselben kennen freilich nur die Reichen. Um ihn herzustellen, sind nach einem allgemeinen Sprüchwort vier Personen erforderlich: ein Verschwender für das Öl, ein mit dem Essig Geizender, ein Salzverständiger und ein Narr, der das Ganze gehörig durchrührt. Die gewöhnliche Nahrung der Lagedarbeiter im Freien ist Gazpacho, und nicht leicht geht ein solcher an die Arbeit, ohne ein Horn bei sich zu haben, in welchem er die Ingredienzien zu seinem Salat, in Öl gebackene Brotkrusten, Knoblauch, Pfeffer u. s. w. bei sich trägt.

Der schiefe Thurm in Pisa erweckt, so wenig seine Neigung auffällt, wenn man hinaufsteigt, oben genau das Gefühl, als befände man sich auf einem Schiffe, das durch die Wirkung der Ebbe auf die Seite gefallen ist. Die Wirkung auf der hängenden Seite, wenn man von der Galerie herablickt und den Fuß des Thurms zurückweichen sieht, ist auffallend und unwillkürlich hält man sich an dem Thurme an, als wollte man ihn stützen. Der natürliche Trieb von 99 Leuten unter 100, die sich auf dem Grase darunter zum Ruhen ausstrecken, wäre wahrscheinlich der, sich nicht unter die hängende Seite zu legen; denn der ist doch gar zu schief, jedenfalls so sehr, als es der anspruchsvollste Tourist nur immer wünschen kann.

Das berühmte und in ganz Sachsen genügend bekannte

## Kummerfeld'sche Waschwasser,

worüber jeder Flasche gerichtlich beglaubigte Zeugnisse beigegeben werden, ist einzig und allein — die ganze Flasche zu 2 Thlr. 5 Ngr. — die halbe Flasche zu 1 Thlr. 10 Ngr. — die Viertelflasche zu 20 Ngr. — zu beziehen von **Dr. Ferd. Jansen** in Weimar.